

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 63 (1959-1960)
Heft: 2

Artikel: Ankunft bei Nacht. Teil 27
Autor: Rothe, Hand
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663286>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

HANS ROTHE

ANKUNFT BEI NACHT

Alleinabdrucksrecht: Neue Presse-Agentur (NPA), Frauenfeld-Zürich

«Das ist herrlich», rief er, ohne sie zu begrüssen, «meine Bewunderung vor deiner Seelengrösse kennt keine Grenzen! Der Präfekt hat mich benachrichtigt!» Was missfiel ihr nur alles an diesen Worten? Dass er sie «du» nannte... aber das war es nicht allein. Er redete auf einmal, als ob er die Redeweise von Monsieur Gustave nachmachen müsse, aber Monsieur Gustave redete ganz anders.

«Ich hatte Sie gebeten, nicht wiederzukommen», sagte sie leise.

«Jetzt hat sich alles geändert!» rief er. «Die gewaltige Last, die auf uns beide gedrückt hat, wenn auch auf jeden in besonderer Weise —

Sie unterbrach ihn: «Warum sind Sie soviel weniger als Sie sein könnten?»

Aber er war nicht von seinem Ton abzubringen: «Natürlich ist die Stunde noch feierlich. Aber so schwierige Fragen wollen wir nicht an uns richten. Uebrigens ist jeder Mensch weniger als er sein könnte, wenn meine aufrichtige Meinung dich interessiert.» Immer noch sagte er «du», obwohl sie ihr «Sie» so deutlich ausgesprochen hatte. «Viel weniger als Sie sein könnten...», wiederholte sie.

«Jetzt keine Bitterkeit!» rief er und tat zwei theatricalische Schritte zurück, aber er entschuldigte sich nicht, dass das Unerwartete den Menschen «zur Theatralik verleite». Vielleicht fand er sich nicht theatrisch. «Wir sind im Begriff, uns ohne Schwierigkeiten zu verständigen!»

Igná schüttelte den Kopf.

«Bitte sehr», sagte er und setzte sich, «ich werde dir alles erklären. Denn du hast dich in das Unabänderliche gefügt. Der Strich unter die Vergangenheit ist gezogen!» Er versuchte befriedigt zu lachen.

Igná lachte nicht. «Sie hatten zu wenig Vertrauen zu mir.»

Der Doktor machte mit den Händen eine grosse Gebärde. «Vertrauen! Ich hatte grenzenloses Vertrauen zu dir...» sein Blick traf den ihren; er wurde unsicher und wiederholte: «... zu Ihnen. Mein Vertrauen war so gross, dass ich wusste: Nichts kann sich zwischen uns drängen.»

Sie schien nachzudenken; wenigstens sagte sie nichts. Dann kam sie auf etwas zurück, das der Doktor erledigt wähnte. Sie sagte, und es hatte den Anschein, als hole sie ihre Worte aus grosser Tiefe heraus: «Ich hatte nicht gedacht, dass Sie weniger wären, als Sie sein könnten.»

«Vielleicht bin ich's auch nicht! Wer sagt Ihnen das?» antwortete er gutgelaunt.

«Am ersten Tag hätten Sie mir die Wahrheit sagen müssen, Herr Doktor Deval, und wenn Sie zur Bedingung gemacht hätten, Ihnen zuliebe dürfe ich über den Tod meiner Mutter nicht weinen, so hätte ich Ihnen zuliebe auch nicht geweint.»

«Gewiss, vom ersten Tage an waren wir uns so nah...»

«Wir haben es geglaubt...»

«Ich, meine liebe Igná, ich glaube es heute noch.»

«Wir verstehen uns nicht.» Sie wandte sich ab in der Hoffnung, er werde gehen. Aber alles andere wäre ihm eher in den Sinn gekommen. Er sagte nachdrücklich: «Wir verstehen uns ausgezeichnet. Unter dem Eindruck der Ereignisse merken Sie es in diesem Augenblick vielleicht nur nicht genau!»

Sie stand am Fenster. Ihr Gesicht war weiss. Aus Erschütterung, aus Zorn oder aus Liebe? Das wusste Doktor Deval nicht zu entscheiden.

Er wollte sie nicht zu Wort kommen lassen und begann übereifrig von neuem: «Sie leben in Ihrer Welt... das ist nur allzu verständlich, nicht wahr? Aber ich lebe natürlich in meiner Welt, nicht wahr? und die Welt des Mannes... das ist nun einmal die Pflicht! wie sie uns von unserem Gewissen oder unseren Vorgesetzten diktiert wird. Darin darf man nichts Ungewöhnliches sehen —.»

«Das ist unlebendig, Robert, dass es mir leid tut... für Sie.» Er begann zu hoffen: «Robert» hatte sie gesagt, und nichts anderes hatte er gehört.

«Ich werde Ihnen erklären —.»

«Merken Sie nicht, dass es zu spät ist, mein armer Freund?» In dieser Anrede sah Robert schon wieder einen Fortschritt.

«Es ist niemals zu spät!» rief er herzlich und unbekümmert.

«Wir wollen uns darüber nicht mehr den Kopf zerbrechen», sagte sie ernst. «Sie selbst haben darunter gelitten, dass Sie mir nicht die Wahrheit gesagt haben...»

«Ja! ja! das sehen Sie richtig!»

«Ich hatte gedacht, Sie würden mich schon im Krankenhaus küssen, aber Sie fürchteten sich wohl vor der Krankheit meiner Mutter...»

Sie hat es mir übelgenommen, dachte Robert, dass ich sie nicht sofort geküsst habe... Viel verlangt! Sprach man solche Dinge überhaupt aus? Sie waren ihm peinlich. Er überlegte sich seine Antwort: «Es bestand die Wahrscheinlichkeit, dass Sie auch krank waren.»

Mitleidig sah sie ihn an: «Seitdem ich Sie liebte, konnte ich nicht mehr krank werden.»

Vor dieser Antwort verlor Doktor Deval seine Zuversicht. Er fühlte sich wie vor einer Gittertür, die sich ihm niemals öffnen würde und hinter deren Stäben gerade die Welt ausgebreitet lag, die als einzige zu betreten sich lohnte. Er ereiferte sich:

«Ich habe nur einen Gedanken... dass ich dich liebe! Wir beide haben redlich um deine Mutter gelitten. Schmerz und Unglück haben uns auf ewig verbunden!»

«Ich höre alles, was Sie da sagen, aber ich habe ein Gefühl, als sei ich schon nicht mehr in diesem Zimmer. Reden Sie sich nicht ein, dass Sie mich lieben. Oder entschuldigen Sie, jeder von uns versteht etwas anderes unter diesem Wort.»

Er sah sehr wohl, dass sie ihn mit einer kleinen Geste aufforderte, sich zu entfernen. Er wich auch einen oder zwei Schritte zurück. Aber dann ergriff er einen Stuhl, stellte ihn fest vor sich hin und sagte:

«Ich fühle mich stark genug, alles was ich etwa versäumt habe, gutzumachen.»

Sie kam ihm nach. Schmerz und Scheu waren aus ihrem Gesicht geschwunden. Von einem so heiligen Zorn waren sie durchdrungen, dass der Doktor sich nicht zu rühren wagte, als es jetzt aus ihr hervorbrach:

«Niemand ist stark genug, um gutzumachen, was er versäumt hat! Meine Mutter ist tot! Das wollen Sie wieder gutmachen? Wissen Sie nicht, warum es so viel Unglück auf der Welt geben muss? Nur weil wir uns den jämmerlichen Ausweg offenlassen, wieder gutzumachen, was im richtigen Augenblick zu

tun wir zu schwach oder zu feig waren! Vom ersten Tag an hätten Sie mir vertrauen müssen, Robert, wie ich Ihnen vertraut habe, vom ersten Tag an! Dann wäre es nie dazu gekommen, dass wir uns jetzt so hoffnungslose Vorwürfe machen! Hören Sie nicht, wie bitter und schal unsere Worte klingen, weil sie von Dingen handeln, die längst unserer Macht entrückt sind? Denn der eine Augenblick, Robert, in dem Sie mich in die Arme nehmen könnten, um vielleicht in meinen Armen zu sterben, barg den Sinn unseres Lebens, unseres Begegnens. Aber Sie haben den Sinn unseres Begegnens nicht gespürt.»

Wie unter einer Erinnerung musste sie lächeln. «Wir konnten ja nicht einmal daran sterben.» Dieses Lächeln erschreckte ihn mehr als ihr Zorn. Es war unerträglich. Es war fern und schien von einem andern Menschen zu kommen. Dabei hätte er nur den Stuhl wegzustossen brauchen, und er hielte Igna umfasst! Igna umfassen... es wäre leichter gewesen, durch das Fenster über die ganze Breite der Strasse hinweg in die Seine zu springen, als Igna zu... sollte er sich nicht auf die Knie vor ihr werfen, ein verlorenes Spiel auf unwürdige Art zu verlängern? Wäre es nicht wenigstens gut, sich so kläglich zu zeigen, wie man nun einmal war? Und hätte er damit nur erreicht, noch einige Minuten länger in ihrer Nähe zu bleiben.

Da spürte er einen Schatten über seinen Augen, die er nicht zu erheben wagte. Und dann hörte er ihre letzten Worte. Er merkte sofort: Es waren die letzten.

«Ich habe unterschrieben, dass meine Mutter nicht mit herüber gekommen ist. Schliessen Sie die Augen, und denken Sie, dass auch ich niemals gekommen bin.»

Keine Anstrengung würde mehr helfen. Ohne sich zu verbeugen, ging er. Als er auf dem Quai d'Anjou in den frischen Wind geriet, der vom Fluss heraufblies, merkte er, dass er Tränen in den Augen hatte. Jetzt erst liebte er sie! Jetzt war er zu den Heldentaten fähig, die sie von ihm verlangte, und sie hörte ihn nicht mehr an! Dass er sich seiner ungeheuren Liebe nicht früher bewusst geworden war! Dass er gezögert hatte, sie damals zu küssen! Dass er sie tagelang nicht besucht, dass er den Einfluss dieses Gustave geduldet hatte! Da erhoben sie sich alle, die ungeheuren Fehler, deren sie ihn anklagte! Ganz richtig, im Krankenhaus hätte er ihr seine Liebe gestehen müssen, denn damals liebte er sie ja schon! Und damals hatte er Angst vor der Pest! Und auch sie liebte ihn, und er

hatte nicht gewusst, was das bedeutet! Jetzt wusste er es! Ausgestossen, ausgestossen ... Jedem wurde ein einziges Mal die grosse Möglichkeit gegeben, er hatte sie verschmäht! Ein einziges Mal ... ein letztes Mal ...

Nur nicht denken, dass wir erreichen könnten, was wir begehrn! Nichts ist lächerlicher als unsere eigenen Ambitionen, weil nichts so sehr zeigt, wessen wir niemals ... niemals fähig sind!

Einige Tage später las Doktor Deval in der Zeitung eine Liste «distinguierter Passagiere», die sich auf dem Dampfer «Rio de Janeiro» nach Südamerika eingeschifft hatten. Der Absatz rührte offenbar von der Dampfergesellschaft her, die über jeden ihrer distinguierten Passagiere ein liebenswürdig plauderndes Wort zu sagen wusste. Es wurde auch der Name von Mademoiselle Ignar Vargas genannt, die zum Besuch der Ausstellung herübergekommen und von ihrem Aufenthalt hochbefriedigt sei. Die Plauderei schloss mit den Worten: «Wir wünschen allen, die uns die Ehre gaben, sich einem unserer modernen Ozeandampfer anzuvertrauen, eine glückliche Heimfahrt.»

Dritter Teil

1.

Als Maître Thibaudet den Bericht Dr. Devals gelesen hatte, blieb er lange auf seinem Stuhl sitzen. Er wäre nicht ein Kind seiner Zeit gewesen, wenn ihn die teils pathetische, teils skurrile Begebenheit, mit der er soeben bekannt geworden war, nicht auf das tiefste berührt hätte. Aber grosse Möglichkeiten zu einem Sensationsprozess bot dieses Material nicht. Es lag fünfzehn Jahre zurück und hatte mit der Anklage wegen fahrlässiger Tötung eines Kranken aus der Rue de Vaugirard nichts zu tun. Es hatte ihm lediglich Aufschlüsse über den Charakter seines Klienten gegeben. Unmöglich aber war es, vor Gericht Doktor Deval damit zu beschuldigen, dass er während der Weltausstellung von 1867 ein Erlebnis gehabt hatte, das über seine Kräfte gegangen war. Also war Maître Thibaudet auf gleiche Weise erschüttert und enttäuscht. Aus Gründen des Wesens stand es für ihn allerdings fest, dass Deval den Prozess, in den er geraten war, nur benutzte,

um eine Existenz zu beenden, die ihm seit fünfzehn Jahren lästig sein musste. Aber wenn der Angeklagte kein Interesse an seinem Freispruch hatte, war es für den Anwalt schwer, etwas auszurichten. Thibaudet fand, Deval müsse aus seiner Gleichgültigkeit geweckt werden, er verdiente nach der Meinung des Anwalts einen Freispruch.

Zunächst kam es darauf an, Zeit zu gewinnen. Maître Thibaudet ging auf die Polizeipräfektur, um alte Akten einzusehen. Aber diese Akten waren beim Sturm der Commune im Jahre 1871 verbrannt. Also ging Maître Thibaudet zum Staatsanwalt. Ihm wurde sehr gereizt geantwortet, als er verlangte, die Broschüre «Opfer der Weltausstellung» sei als Beweismaterial zurückzuziehen. Der Staatsanwalt sagte, dass aus dieser Broschüre der durch und durch zweifelhafte Charakter des Angeklagten hervorginge.

Maître Thibaudet, stets eingespannt in seine fatalistischen Ideen, hatte sich vorgenommen, alles auf sich beruhen zu lassen, wenn der Staatsanwalt seine Forderungen erfüllen würde. Sollte der Staatsanwalt sich weigern, würde er die Angelegenheit benutzen, um seine Stellung auf dieser Welt zu festigen. Immer erst die Chance anständiger Handlungsweise wahrnehmen! Mit Erpressung würde es im Notfall sowieso immer gut gehen!

Also informierte er langsam und mit gleichgültiger Stimme den Staatsanwalt, warum die Broschüre von ganz falschen Voraussetzungen ausgeginge, und dass von behördlicher Seite Herrn Doktor Deval kein Vorwurf deshalb gemacht werden könne, dass er seine Pflicht über die Angelegenheiten seines Herzens gestellt habe. Dem Staatsanwalt wurde schwach bei dem Gedanken, welch unliebsame Folgen die Aufdeckung einer bisher so streng gehimgehalteten Sache haben könnte. Nie wusste man, auf welch schändliche Weise die Presse einen so dramatischen Fall zum Nachteil der Staatsgewalt ausbeuten würde. Er versicherte schleunigst, die Staatsanwaltschaft werde von der Broschüre keinen Gebrauch machen.

«Ich weiss nun nicht mehr, ob ich damit einverstanden sein kann», bemerkte Maître Thibaudet mit der gleichen Langsamkeit, mit der er bisher gesprochen hatte.

«Sie haben soeben die Zurückziehung der Broschüre von mir verlangt», erwiederte der Staatsanwalt verlegen, «also ziehe ich sie zurück».

«Es ist mir aufgegangen», fuhr Maître Thibaudet mit der Langsamkeit fort, die den Staatsanwalt zu reizen begann, «dass die Broschüre mir ausser-

ordentliche Vorteile für die moralische Verteidigung meines Klienten bietet. Ein Anwalt muss an seine Zukunft denken.»

Der Staatsanwalt lächelte verbindlich und dachte: „Die Zähne sollte man dem Kerl einschlagen.“ Aber der „Kerl“ hatte natürlich recht. Wenn er mit seiner rührenden Geschichte herausrückte, würde die Boulevardpresse Spalten bringen. Und wie er die dramatischen Autoren einschätzte, war er gewiss, den Fall binnen kurzem auf dem Theater zu sehen, und er, allein er, würde diese Lawine ins Rollen gebracht haben! «Tcha, Maître Thibaudet, ich kann Ihren Standpunkt verstehen. Wir sind hier unter Männern. Bitte sehr, drücken wir es genauer aus: unter Freunden. Was verlangen Sie?»

Maître Thibaudet war zufrieden. «Wenn ich mich verpflichte, während des Prozesses auf die Broschüre nicht zurückzukommen, muss zunächst einmal die Verhandlung vertagt werden, um vier Wochen, um mehr. Der Untersuchungsgefange Deval wird gegen eine Kautions, die er kaum wird stellen können, zunächst einmal in Freiheit gesetzt.»

Der Staatsanwalt wollte aufspringen, dann aber fuhr er fort, verbindlich zu lächeln. «Ich nehme an, dass Sie persönlich sich für den Angeklagten verbürgen?» Maître Thibaudet nickte. Der Staatsanwalt wagte nicht zu protestieren; ein Nicken war schliesslich noch nicht die Anerkennung einer Bürgschaft. Aber er befand sich in einer hoffnungslosen Lage. Einerseits musste er im Interesse seiner Behörde den Forderungen Thibaudets nachgeben, anderseits handelte er inkorrekt, indem er sich erpressen liess. «Ich nehme an, Sie wollen eingehende Nachforschungen über die Anklage fahrlässiger Tötung anstellen, und hoffen damit eher zu einem Erfolg zu kommen, wenn der Angeklagte aus der Haft entlassen wird?»

Thibaudet erhob sich ein wenig von seinem Stuhl, und verbeugte sich ironisch, als wolle er der Weisheit des Staatsanwaltes Anerkennung zollen.

Was sonst zwischen den beiden geredete wurde, ist nicht bekannt. Die Neider des nachmals berühmten Maître Thibaudet wollen wissen, dass die Wendung in seinem Geschick irgendwelchen dunklen Beziehungen zur Staatsanwaltschaft zu danken sei; wenigstens wurde Thibaudet von jener Zeit an bevorzugt, war bei der Anklagebehörde beliebt, über die er nicht selten grosse Siege davontrug, und war mit einem der Staatsanwälte aufrichtig befreundet.

Als Thibaudet mit dem Befehl der vorläufigen Haftentlassung des Untersuchungsgefangenen De-

val auf dem Weg zum Untersuchungsgefängnis war, empfand er bereits eine tiefe Dankbarkeit gegen den Doktor. Er wusste, wie wichtig seiner Karriere die Beichte Devals geworden war, und er war zu jung und zu aufrichtig, um sich das zu verbergen. Das Berufsleben bestand nach Thibaudets Meinung aus anderen Faktoren als das persönliche Leben, und man musste sich sehr hüten, die Prinzipien des einen auf das andere zu übertragen. Im Augenblick gab es für ihn keine grössere Pflicht, als sich mit allen Kräften für seinen Wohltäter einzusetzen — Wohltäter, so nannte er bereits Deval belustigt vor sich selbst.

Nachdem er in der Gefängniskanzlei die Formalitäten erledigt hatte, übernahm er es selbst, den Doktor von seiner vorläufigen Befreiung in Kenntnis zu setzen. Er hatte ihn seit vorgestern nicht gesehen, dem Tag, an dem ihm Deval mit widerstreitenden Gefühlen sein Manuskript überlassen hatte.

Der Wächter schloss die Zellentür auf und ging weiter. Maître Thibaudet klopfte. Doktor Deval war schon so sehr an das Gefängnismilieu gewöhnt, dass er das Klopfen an seiner Tür nicht für das Klopfen von jemandem hielt, der hereinwollte. Er antwortete also nicht. In den ersten Tagen seiner Haft hatte es einmal an seiner Tür geklopft und er hatte «Herein» gerufen. Dann aber hatte sich herausgestellt, dass einer der Wärter während einer Unterhaltung sich an die Tür gelehnt und mit den Fingern darauf herumgetrommelt hatte, und Deval wurde verhöhnt, weil er «bürgerliche Albernheit im Gefängnis für möglich hielt». Diesmal also hütete er sich, «Herein» zu rufen. Maître Thibaudet klopfte ein zweites Mal.

Als Gefangener hat man gelernt Zeit zu haben. Man hat auch gelernt alles auszunutzen und zu geniessen, ob es sich nun um eine Unachtsamkeit des Wärters handelt, oder um einen Sperling, der sich auf das Fensterbrett setzt. Zweifellos hatte jemand bereits zweimal geklopft. Ein Wärter klopfte nie, wenn er herein wollte. Das Trommeln eines Gedankenlosen konnte es auch nicht sein. Also war es vielleicht doch eine «bürgerliche Albernheit?» Aber wer konnte das sein? Gewöhnlicher Gefängnisbesuch wurde vom Wärter gebracht, und der Wärter, wie gesagt, klopfte nicht. Auf einmal dachte Deval, das Phänomen des Klopfens habe Zusammenhang mit seiner Beichte. Er erschrak. Er hatte sich schon genug Vorwürfe gemacht, dass er sie dem Anwalt mitgegeben hatte. Aber es gibt keinen schwächeren Augenblick im Leben von jemandem, der etwas niedergeschrieben hat, als den, der un-

mittelbar der Niederschrift folgt. Es ist, als ob das Aufgezeichnete verlangte, gelesen zu werden.

Während sich Deval alle diese Gedanken machte, stand Maître Thibaudet geduldig wartend vor der Zellentür. «Ausgegangen werden Sie nicht schon sein», sagte er schliesslich laut.

Deval erkannte seine Stimme und liess ihn eintreten. Er entschuldigte sich. Aber Thibaudet ging nicht darauf ein, sondern sagte: «Ich möchte vorschlagen, dass Sie Ihren Kommentar bis zum Mittagessen verschieben. Kommen Sie mit mir ins „Cochon au lait?“»

Deval war im Erfassen von Witzen nicht sehr rasch. Er glaubte immer, die Pointe zu versäumen, und lächelte darum stets verlegen, wenn jemand etwas sagte, das scherhaft gemeint sein konnte. Das «Milchferkel» war ein altes kleines Restaurant in der Rue Corneille, also gegenüber der einen Längsseite des Odéon, wo man so gut ass, dass man es sich nicht jeden Tag leisten konnte. Sehr taktvoll war es von Maître Thibaudet nicht, einen Gefangenen daran zu erinnern.

«Sie haben natürlich keine Ahnung, wovon ich rede», fuhr der Anwalt fort und konnte nicht länger verbergen, wie vergnügt er war. «Packen Sie Ihre Sachen und verduften Sie aus dieser Behausung. Der Wärter ist nicht mehr da... sehen Sie...» er machte die Tür auf: kein Wärter war auf dem Gang zu sehen. «Benutzen Sie die gute Gelegenheit —.»

Doktor Deval wusste nicht mehr, woran er war. Die Taktlosigkeit vieler Menschen war gross. Aber selbst ein dummer Scherz, der mit der Freiheit eines Gefangenen spielt, ist zu gut, als dass der Gefangene nicht darauf eingehen sollte. Kaum hatte also Maître Thibaudet zu seinen letzten Worten auch noch eine einladende Geste zur Tür gemacht, als Deval, ohne sich selbst ernstzunehmen, auf die Tür zueilte und im Korridor verschwand. Draussen allerdings blieb er sofort wieder stehen... die Wärter konnten alle möglichen unangenehmen Strafen verhängen. Also hörte er deutlich, wie Maître Thibaudet in der Zelle rief: «Aber vergessen Sie nicht den Passierschein! sonst lässt niemand Sie raus!»

Der Anwalt erschien auf der Schwelle der Zellentür und streckte ihm, der schon wieder zurückgekommen war, einen kleinen Zettel entgegen. Da wusste Deval, dass irgendwelche übermächtigen Kräfte im Spiel waren. «Zeigen Sie her!» rief er, und riss dem Anwalt den Zettel aus der Hand.

Da stand es: er war bedingt freizulassen.

Deval ergriff die Hand des Anwalts, begann eine Anzahl von Fragen auf ihn niederprasseln zu lassen, denen sich Thibaudet lachend durch die bedrohlich hervorgestossenen Worte entzog: «Erst im „Milchferkel!“»

Eine Viertelstunde später hatten die beiden die Tür des Untersuchungsgefängnisses hinter sich. Der kleine Koffer des Doktors stand auf dem Trottoir, während beide Herren ihre Mäntel anzogen. Es war recht kühl. Thibaudet dachte: Immer dasselbe! wenn einer aus dem Gefängnis kommt, sieht er aus als passe er nicht einmal mehr in das Licht, worin der gerade nichteingesperrte Teil der Menschheit umhergeht. Dies Gefühl des Mitleids veranlasste ihn, eine Droschke herbeizurufen, und nicht, wie ursprünglich und stillschweigend geplant, mit dem Omnibus den Boulevard Saint-Michel hinaufzufahren.

Während der Fahrt beugte Deval sich weit vor, um sich aus dem hochgeklappten Verdeck herauslehnen zu können. Wie ein Fremder, der Paris nur aus Abbildungen kennt, deutete er auf Gebäude, Brücken, auf die Seine, als sei er entzückt, alles was bisher nur in seiner Vorstellung lebte, nun in Wirklichkeit vorzufinden. Aber im gleichen Augenblick offenbarte sich der alte Pariser, denn als der Kutscher nicht in den Boulevard Saint-Germain einbog, murmelte er etwas von unnützem Umweg. Der Kutscher mochte den parisbegeisterten Herrn, dessen Köfferchen neben ihm auf dem Bock lag, tatsächlich für einen Fremden gehalten haben, dem es Freude machte, durch die Hauptstrassen zu fahren. Er folgte also dem Boulevard Saint-Michel, aber da hörte er es hinter sich rufen: «Warum diese Umwege? Durch die Rue des Ecoles!»

Als sie schliesslich vor dem Haus in der Montagne Sainte-Geneviève ankamen, war Maître Thibaudet besorgt, dass Devals Zimmer von der Wirtin weitervermietet worden war, obwohl Deval auf des Anwalts Betreiben die Miete auch am vergangenen Ersten wieder bezahlt hatte. Aber Madame Brunot gehörte zu jenen wackeren Personen, denen der Widerstand gegen die Staatsgewalt eingeboren ist, und die geneigt war, so lange an die Unschuld ihres Mieters zu glauben, als er noch nicht verurteilt war. Sie hatte daher das Zimmer gut instand gehalten, damit es jederzeit bereit war, das «Opfer der Justiz» aufzunehmen. Sogar das Bett war bezogen. Dem abergläubischen Thibaudet erschien dies als ein vorzügliches Omen.

Deval stellte ihn Madame Brunot als «seinen Anwalt» vor. Die gute Frau erging sich in längeren



Der Pflüger Foto H. P. Roth

Reden, aus denen zu entnehmen war, dass sie jeden, der mit dem Gefängnis Bekanntschaft zu machen hatte, für ein unschuldiges Opfer hielt.

Doktor Deval setzte sich während dieser Begrüßungsansprache auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch und musterte die Behausung, in der er seit Jahren wohnte, als beträte er sie zum erstenmal. Aber betrat er sie nicht wirklich zum erstenmal? Wie bequem war der Stuhl! Man konnte beim Sitzen den Arm aufstützen! Was für eine gewaltige Erfindung! Dass man dem Tischler, der sie gemacht hatte, noch kein Denkmal errichtet hatte! Er dachte einen Augenblick nach, aber er erinnerte sich an keins, nicht einmal an den Namen dieses

Genies. Er musste lachen, was Madame Brunot dem Schwung ihrer Rede zuschrieb. Früher war er nie auf die Idee gekommen, dass eine Armlehne etwas Bemerkenswertes war. Da standen zur Linken die Bücher. Ihm fiel auf, dass einige noch nicht aufgeschnitten waren. Er griff danach: Eine ganze Reihe von Bänden war wirklich nicht aufgeschnitten! Das verstand er kaum. Allein das Vergnügen des Aufschneidens, ganz zu schweigen vom Vergnügen des Lesens... Donnerwetter war das ein Bett! berechnet für zwei... natürlich, es war das Ehebett von Madame Brunot, die nicht mehr darin schlafen wollte, seit ihr Mann gestorben war. Dass jemand auf den Gedanken gekommen war, so breite

Betten zu bauen! Aus einem Gefängnisbett fiel man heraus, wenn man sich heftig umdrehte. Wiederum staunte er wie vorhin, als er die Armlehnen bewundert hatte.

«Das ist ein schönes Zimmer, das Sie da bewohnen», sagte Maître Thibaudet und trat ans Fenster. Deval stand auf und stellte sich neben ihn. «Dass auf einen einzigen so viel Aussicht kommt, finde ich nach meinen jüngsten Erlebnissen beinahe ungerecht.» Mit diesen Worten kloppte er dem Anwalt gerührt auf die Schulter. «Wenn unser Dasein überhaupt produktiv sein kann», bemerkte Thibaudet in einem nicht ganz aufrichtigen Ton von Melancholie, «dann kann ihm nur der Wechsel dazu verhelfen. Denn der Wechsel lehrt uns zu würdigen und zu benutzen, was uns die Beharrlichkeit des Alltags verschleiert.» Er hatte das Gefühl, etwas Bedeutendes gesagt zu haben. Deval aber war so überwältigt von der Rückkehr in sein bescheidenes Zimmer, dass er es wahrhaft bedeutend fand, und den Anwalt noch einmal und noch heftiger auf die Schulter kloppte.

Nicht lange danach sassen die beiden in einer Ecke des «Milchferkels» einander gegenüber. Das Lokal war im Stil eines ländlichen Gasthofs gehalten, konnte mit einer russgeschwärzten Balkendecke aufwarten und lockte die Fremden, besonders jene, die über den Kanal gekommen waren, dadurch an, dass am offenen Feuer eines mächtigen Kamins die Spezialität des Hauses, eben das Milchferkel, vor aller Augen zubereitet wurde.

Maître Thibaudet hatte einen ausgeprägten Sinn dafür, dass man in diesem Dasein feiern müsse, was des Feierns nur würdig ist und bestellte eins jener weise komponierten Essen, wie sie nur ein französischer Koch aufzutischen vermag, der die kulinarischen Forschungen und Erkenntnisse von Jahrhunderten in sich bewahrt. Deval geriet in immer bessere Laune. In letzter Zeit hatte er mit dem Löffel aus dem Napf gegessen, den er zu vorgeschriebener Zeit an einem Brunnen im Hof selbst reinigen musste. Hier aber kam es dem Kellner, wie er lachend feststellte, nicht darauf an, für jede Kleinigkeit einen neuen Teller zu bringen, als ob er sich nicht darüber klar wäre, welche Arbeit das Tellerwaschen darstellt. Deval stiess mehrere Male mit seinem Gastgeber an. Maître Thibaudet versicherte ihm, er würde sich am Tag des Freispruchs nicht aufrichtiger freuen können als heute... «Hoffen wir nur, dass es einen Freispruch gibt!»

Wirklich, das hatte Deval übersehen! Die Geschichte war nicht zu Ende, die Anklage war nicht

fallengelassen, die finsternen Umtriebe irgendwelcher feindlicher Mächte gingen weiter.

«Wissen Sie, mein lieber Deval», fuhr der Anwalt fort, «jeder muss allerdings etwas für seinen Freispruch tun! Von selbst glaubt uns keiner, dass wir unschuldig sind.»

«Nicht einmal wir selbst», sagte der Doktor, legte Messer und Gabel hin, und sah auf.

«Lassen Sie Ihr Essen nicht kalt werden!» rief Thibaudet.

Deval hatte etwas Feindseliges angenommen. Ihm war eingefallen, dass der lustige und gutmütige Mann ihm gegenüber alles wusste, woran er selbst nur mit Zagen und Qualen zu denken vermochte. Auf dem besten Wege war er gewesen! Er hatte endlich ein Dasein losgelassen, an das sich zu klammern schon längst nicht mehr lohnte. Es war angenehm gewesen, in den Abgrund zu sausen... warum hatte er sich bereitgefunden, jene verdammten Blätter vollzuschreiben...? Langsam drehten sich die Ferkel am Spiess vor dem grossen Feuer. Woran erinnerte ihn das nur? Mit wem hatte er... mit wem wollte er...? Nach dem Ausflug nach Marnes-La-Coquette hatte er mit Igna in eine Rôtisserie in der Rue de la Pépinière gehen wollen, er hatte merkwürdigerweise dabei an geröstete Ferkel gedacht, aber es war nicht mehr dazu gekommen... Maître Thibaudet trank ihm zu.

«Worauf stossen Sie eigentlich immerzu mit mir an?» fragte Deval gereizt.

«Auf die goldene Freiheit, wenn Sie wollen!»

Deval ärgerte sich, dass Thibaudet so diskret war. Mit keinem Wort hatte er bisher seine Beichte erwähnt. Wahrscheinlich fand er sein Verhalten unmännlich...

«Was finde ich unmännlich?» fragte Thibaudet.

«Offenbar denke ich laut», sagte Deval zu sich. Dann lachte er auf wie einer, der absichtlich albern sein will, und erwiderte: «Dass einer so wenig verträgt wie ich!»

«Wenn Sie wollen, sorgen wir täglich gemeinsam für Uebung», erwiderte Thibaudet, so gut gelaunt wie jeder Gastgeber, der darüber glücklich ist, dass ihm der Gedanke an die Rechnung keine Sorge bereitet.

In diesem Augenblick wurde Caneton Nantais mit grünen Erbsen aufgetragen. Das war eine andere Spezialität des Hauses: Junge Ente von Nantes. Die Herren hatten die Vorspeise, die Suppe, den Fisch bereits hinter sich. Aber Thibaudet hatte beim Bestellen die Meinung vertreten, dass man

sich systematisch an das Milchferkel heranfressen müsse; man sei nur imstande, dessen solide altfranzösische Fettigkeit zu würdigen, wenn man selbst bereits ein fettglänzendes Maul habe.

Thibaudet legte dem Doktor ein paar Stücke auf den Teller, deren braune knusperige Haut sich noch zu bewegen schien, gab ihm Sauce und Erbsen. Deval ergriff ein frisches Stück Brot, zerfleckte es, warf es in die Sauce, spießte die Brocken auf die Gabel und trankte sie hastig, ehe er sie verschlang. «Kaum kann man sich entschliessen, über die Ente herzufallen», seufzte er, und schon schob er sich ein Stück Entenbrust so ungeschickt in den Mund, dass es zu beiden Seiten anstieß, und er auf diese Weise das schönste fettglänzende Maul bekam. Er empfand eine stille Wut über dieses herrliche Essen; er wusste aber nicht warum und fragte seinen Gastgeber, was wohl der Grund seines plötzlichen Grolls sein könnte. Dies war nun das richtige «Problem» für Thibaudet, besonders wenn es sich gemeinsam mit einem so seelenvoll leuchtenden Saumur einstellte, wie ihn gerade der Kellner ins Glas goss.

«Das kann ich Ihnen sagen, mein Lieber», begann der Anwalt. «Sie haben eine möderische Wut auf dieses von Gott gesandte Essen, weil Sie sich vorstellen, wie viele dieser Essen Ihnen in den letzten Wochen durch die Bosheit Ihrer Mitmenschen entgangen sind. Ich könnte mir denken, dass jemand, der seine Ehre liebt, jetzt hingehnt und den Kellner erdrosselt!» Als Gastgeber war man berechtigt, geistreich zu sein, ohne dass der oder die Eingeladenen sich zur Wehr setzen durften. Er erheiterte sich an den Möglichkeiten, die eine junge Ente zur Verübung eines Kriminalverbrechens bot. «Das Unwiederbringliche übt auf viele Menschen einen Einfluss aus, von dem ich nicht weiß, ob ich ihn fürchterlich oder lächerlich finden soll...» Klatschend schlug er sich mit der Hand auf den Mund. «Da war ich im Begriff, in die schönste Taktlosigkeit hineinzusegeln!» rief er und zwinkerte dem Doktor, der sich plötzlich aufgerichtet hatte, gutmütig zu. Dann lachte er ein wenig, ergriff feierlich sein Glas und sagte: «Auf das Unwiederbringliche! Glauben Sie mir, es ist das Beste, was jeder hat!»

Er brachte dies so herzlich und so versöhnlich vor, dass Deval den Entschluss, den er gerade gefasst hatte, nicht ausführen konnte: Er war nicht imstande, sein Glas hinzuschmeissen, so schön er es gedacht hatte! Er stieß vielmehr mit Thibaudet an, wobei er einen innigen Blick mit ihm tauschte.

«Das Beste, was jeder hat?» dachte er, als er kurz darauf eine Ladung Erbsen auf der Gabel balancierte, «vielleicht meint das der Kerl ernst? Oder er meint, dass ich eine Ruine bin... die Löcher sind das Schönste an der Ruine... nein, laut werde ich nichts mehr sagen... nur aufpassen werde ich, und genau.»

«Die Löcher sind das Schönste am Käse?» fragte Thibaudet und lachte laut. «Wie kommen Sie darauf?»

«Man kann es auch so ausdrücken», erwiderte Deval würdig und gab weiter keine Erklärungen ab.

Die Ente war von den Tellern verschwunden. Jeder der Herren setzte sich zurück und sah schweigend dem Kellner zu, wie er die Tische wechselte, am Korken einer Flasche Beaujolais zerrte, der aber schliesslich nicht abbrach, und wie er das Milchferkel servierte, das für jeden Gast auf besonderem Teller und umgeben von den Zutaten des Hauses angerichtet wurde. Zu diesen Zutaten gehörte ein kleiner Klecks Kartoffelbrei, ein grösserer Klecks Apfelmus, ein Teelöffel voll Rotkraut, einige Maronen.

Thibaudet und Deval schwiegen eine Weile andächtig, ehe sie zu Messer und Gabel griffen. Der lange Anwalt gab sich ganz der Vorfreude hin, während der Doktor eine Störung seiner Verdauungsfunktionen feststellte. Von neuem ärgerte er sich. So sehr war er also durch die lange Haft mitgenommen worden, dass ihm ein «kleines» Mittagessen Unbehagen bereitete. Er sagte laut: «Wohl bekomm's!» und ging zur Attacke auf das Milchschwein über.

«Zarter kann keine Jungfrau sein!» jubilierte Thibaudet. Abermals haute er sich auf den Mund. «Ich hoffe, Sie nehmen das nicht persönlich!»

«Was soll ich daran persönlich nehmen?» fragte Deval ohne aufzusehen mit vollen Backen. Der andere machte sich lustig über ihn! Es war erwiesen. Schon vorhin war es erwiesen! Sollte er den Tisch umstürzen? Dann wäre auch sein Teller auf die Erde gerollt. Nein, das wäre keine Waffe, mit der zu kämpfen im Augenblick räglich war. Das Milchschwein zerfloss ihm im Mund. Kaum brauchte man darauf zu beissen. Wenn man schluckte hatte man nicht das Gefühl, es in den Magen hinabzubefördern, sondern es schien himmelan zu schweben, inmitten seiner matten Glorie, die aus dem Hauch von Kartoffelbrei, Rotkohl, Apfel und Maronen bestand. Noch gestern hatte man sich den Essensnapf selbst ausgewaschen, und

heute hatte man das einzige grosse und schöne Geheimnis seines Lebens nicht mehr für sich allein!

Gerade noch konnte der Doktor das Weinglas vor sich hinstellen, da fielen ihm Messer und Gabel klappernd aus den Händen, denn er brauchte seine beiden Hände, um die zu schwer gewordene Stirn hinzustützen. «Ich mache kein Hehl aus meinen Tränen», schluchzte er.

Maître Thibaudet fuhr mit seinem langen Arm über den Tisch und klopfte ihm auf die Schulter. «Die Freiheit ist ein paar Tränen wert», brummte er gerührt.

«Bringen Sie mich sofort ins Gefängnis zurück», stöhnte Deval, «dies ist der letzte Liebesdienst, den ich von einem Sterblichen noch erbitte. Mein Leben hatte bereits geendet. Sie haben ihm eine neue, unerwünschte Fortsetzung gegeben.»

Thibaudet versuchte, den Kopf seines Gastes in die Höhe zu richten. Er erwischte aber nur dessen Haare, an denen er zerrte, und das veranlasste Deval, ihm einen wütenden Blick zuzusenden. Leider reizte der Blick den Anwalt zum Lachen. Gelächter der andern löst bei vielen Leuten das Gefühl aus, dass ihre Menschenwürde verletzt werde, und ihre Menschenwürde sei etwas, zu deren Gunsten sie etwas unternehmen müssten.

Doktor Deval sprang energisch auf, stiess sich dabei an der Tischkante und an einem der rauchgeschwärzten Balkenträger, die von der Wand schräg zur Decke emporführten. Thibaudet verzog das Gesicht zu einem verzweifelten Grinsen, wodurch er seine unbändige Heiterkeit zu verbergen hoffte, denn die beiden Schläge, die sich Deval selbst zufügte und die ihn innerhalb weniger Sekunden jedesmal auf das groteskste zusammenknicken liessen, erschien ihm, dem immer noch das Milchferkel auf der Zunge zerfloss, als der Gipfel des Komischen.

«Dieses Fest ist ein Irrtum gewesen», sagte Deval, wobei er sich mit beiden Händen auf die Tischplatte stützte. «Ich werde die Konsequenzen ziehen!» Noch ehe Thibaudet etwas unternehmen konnte, hatte Deval seinen Mantel über den Arm geworfen, den Hut mit Schwung sich aufs Ohr gedrückt. Noch einmal trat er an den Tisch heran. Thibaudet hoffte, es würde ein Wort fallen, das eine neue philosophische Debatte in Fluss bringen würde, aber Deval griff kühn über den Tisch nach dem Glas des Anwalts, trank es leer, ergriff das eigene und spritzte den Rest Wein, der sich darin befand, auf die Erde. Wahrscheinlich hatte er es andersherum vorgehabt. Dann schleuderte er einen

zermalmenden Blick auf den Anwalt und begab sich, als sei dies eine ausserordentliche Mühe, auf die Strasse hinaus.

Maître Thibaudet hatte mit einem solchen Ende des Festessens nicht gerechnet. Anderseits fühlte er sich ausserstande, das majestätische Gehabe des Doktors in die Bahnen der kameradschaftlichen Vernunft zurückzuleiten, die zu Beginn der Mahlzeit zwischen den beiden geherrscht hatte. Gegen Komisches war er nun eben wehrlos! Aber seine Absichten waren vereitelt. Er hatte das «Milchschwein» für das gemeinsame Essen ausgewählt, weil es nur wenige Schritte von der Rue de Vaugirard lag. Er hatte vorgehabt, nach dem Essen mit Deval nach dem Haus zu «schlendern», wo der schrullige Kranke gestorben war, wollte die Rede auf die Vorgänge jener Nacht bringen. Jetzt wusste er nur eins: Dass die Niederschrift der Beichte keine Erleichterung für den Doktor gebracht hatte. Im Gegenteil, die unglückselige Angelegenheit, die vor fünfzehn Jahren die Existenz des Doktors zerstört hatte, indem sie ihm allen Lebensmut nahm — diese Angelegenheit beherrschte ihn weiter. Es war nicht unmöglich, dass er Feindseligkeit nur deshalb verspürte, weil der Anwalt von Ignat gelesen hatte.

Zunächst vergewisserte sich Thibaudet, ob Deval etwa tatsächlich ins Gefängnis zurückgekehrt war, aber Madame Brunot versicherte ihm, dass er in seinem Zimmer sei und sich zu Bett gelegt habe. Im Verlauf des Nachmittags kehrte Thibaudet in die Rue de Vaugirard zurück, hatte eine Unterredung mit dem Concierge des Hauses, wo der Kranke gewohnt hatte, besuchte später die Nachbarin, die zu später Stunde in Deval hineingerannt war. Von diesen Unterredungen kehrte er so befriedigt nach Hause zurück, dass er zu neuen Taten entschlossen war.

Am nächsten Morgen begab er sich auf den Quai d'Anjou. Die Pension von Madame Boulard existierte noch im gleichen Haus, aber unter anderem Namen, denn Madame Boulard hatte sie verkauft und war aufs Land übersiedelt. Schon beim Betreten des Treppenhauses beschlich den Anwalt jene Ehrfurcht, die man beim Betreten historischer Stätten verspürt. Er stellte sich vor, wieviel Herzengang von der kleinen Brasilianerin über diese Stufen getragen worden war; er stellte sich den roten Kopf vor, mit dem Doktor Deval bei mehreren Gelegenheiten das Freie gewonnen haben mochte.

(Fortsetzung folgt)